

## Weidenbach 1913

Es wurde allmählich Frühling in Siebenbürgen. Morgens lag noch feiner Reif auf den Wiesen, in einigen Mulden des Hügellandes hielten sich gelbliche Schneeflecken. Aber über Mittag war die Luft schon sanft, und die Vögel wärmten ihre schmal gewordenen, roten und gelben Brüste in den Hecken. Die Triebe der Pflanzen wurden mit jedem Tag Frühlingssonne praller. Im Morgengrauen lauschten die Menschen dem ersten, zögernden Vogelgezwitscher und wußten, daß die strenge Stille des Winters vorüber war. In Weidenbach hatte das Tauwetter die lehmige Dorfstraße wie jedes Jahr in Morast verwandelt. Über den matschigen Pfützen bildete sich nachts noch eine dünne Eisschicht. Die Dorfbuben, die die Büffelherde mittags schon manchmal an den Bach hinaustrieben, freuten sich, wenn das Eis unter ihren groben, dick eingewachsenen Schnürstiefeln leise knisternd nachgab.

Das Dorf erwachte aus der Winterruhe.

Dann und wann kamen die alten Bäuerinnen mit ihren schwarzen Kopftüchern aus den Häusern hervor und setzten sich für ein paar Minuten auf eine der verwitterten Holzbänke, die neben den mächtigen Rundbögen der Hofeinfahrten links und rechts entlang der Straße standen.

Sie hatten dabei die alte Kirchenburg vor Augen, die das Dorf überragte und seinen Bewohnern seit Jahrhunderten Schutz bot. Dicht neben der Kirche lag das Pfarrhaus, wuchtig, efeumrankt wie die Mauer des Gotteshauses.

Alles war so, wie es immer gewesen war. Nichts deutete in diesem südöstlichen Winkel Europas darauf hin, daß es draußen in der Welt brodelte, daß das Habsburger Reich, zu dessen

Kronländern Siebenbürgen seit langer Zeit zählte, seinem Untergang entgegenging. Die Zeitenwende des Ersten Weltkriegs stand bevor. Es wurde Frühling, und die Felder mußten bestellt werden. Das allein zählte in Weidenbach.

Im Pfarrhaus war es still.

Es war Samstag. Der alte Pfarrer bereitete seine Predigt vor. Er wollte dabei keinesfalls gestört werden. So war es immer gehalten worden. Pfarrer Fabritius saß in seiner Studierstube im ersten Stock am Biedermeiersekretär. Wie fast alle Möbel im Haus, hatte ihn ein Vorfahre, der – wie es hieß – Kunstschreiner gewesen war, angefertigt. Der Pfarrer war ein eher zierlicher, sich sehr aufrecht haltender Mann um die Sechzig, dessen weißes, feines, jedoch dichtes Haar und dessen ebenfalls weißer Vollbart kurz gestutzt waren. Sein kantiges, auffallend gut geschnittenes Gesicht mit den ernsten, dunklen Augen stach, wenn er sonntags auf der Kanzel der Kirchenburg stand, entschieden von denen seiner Schäfchen ab. Blauäugig, semmelblond und rotbackig saßen die Männer in ihren reichbestickten Kirchenpelzen, die Frauen in ihren üppigen, gebauschten Trachten da.

»Du bist nicht bei der Sache«, tadelte sich der Pfarrer. Anders als sonst, ließ seine Laune an diesem Samstag zu wünschen übrig. Für gewöhnlich liebte er diese stillen Vormittage, an denen er ohne Hast arbeiten und sein Thema für den Sonntag formulieren konnte. Er liebte es auch, wenn gegen Mittag allmählich die Düfte des Essens durchs Haus zogen, das seine Frau, Kathi und seine Tochter Ida zubereiteten. Ida.

Sie würde nicht mehr lang zu Hause sein.

Er würde samstags zum Mittagessen die Treppe hinuntersteigen, und sie würde nicht mehr da sein.

Dem Pfarrer wurde es zu warm. Der Geruch von Hendl stieg ihm in die Nase. Er störte ihn plötzlich. Er hatte wegen des feierlichen Anlasses, der heute bevorstand, bereits seine Amtstracht, den pelzbesetzten, plissierten Talar sächsischer Pfarrer angelegt, der aussah wie ein Rittermantel.

Er hatte nicht erwartet, daß es heute schon so frühlingshaft warm werden würde. Er verbot es sich, den Talar kurz abzulegen. Der Besuch konnte jeden Augenblick eintreffen. Er war es schließlich gewohnt, streng und ernst seine Pflicht zu tun, seit er vor vielen Jahren nach dem Studium in Tübingen wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, um seine erste Pfarrstelle zu übernehmen. Unerbittliches Pflichtgefühl war das Korsett, das ihn zugleich stützte und einengte.

Der Pfarrer mußte sich eingestehen, daß er der Aufwartung seines künftigen Schwiegersohnes mit äußerst gemischten Gefühlen entgegensah. »Du willst ja nur deine Tochter nicht hergeben, alter Egoist«, sagte er sich. »Schäm dich ...« Er beschloß, am Sonntag eine Predigt über die Gefahren der Ichsucht zu halten. Wenn nur dieser Johannes Greysing bürgerlichen Maßstäben wenigstens ein bißchen gerechter würde!

Bodenständig, eigensinnig und solide, wie die meisten Siebenbürger Sachsen waren, hätte er sich eigentlich einen anderen Mann für seine Jüngste gewünscht. Andererseits war Ida bereits vierundzwanzig, und die Tatsache, daß ihr Auserwählter zwar bedauerlicherweise Künstler, aber immerhin Abkömmling einer angesehenen und vermögenden Kronstädter Familie sowie alleiniger Eigentümer eines mehrstöckigen Hauses am Marktplatz der Stadt zu sein schien, stimmte den Pfarrer einigermaßen versöhnlich.

»Dieser Mensch fällt in jeder Hinsicht aus dem Rahmen«, sagte er sich mit Unbehagen. Plötzlich schmunzelte er. Er wußte

nur zu genau, daß ihm keiner gut genug für seine Jüngste gewesen wäre. Nun würde sie also mit diesem Greysing weggehen ...

Einem Maler.

Wer weiß wohin. Es hieß, er reise gern um die Welt, habe jahrelang im Ausland gelebt.

In der Beurteilung seines künftigen Schwiegersohnes stimmte der Pfarrer, ohne es zu ahnen, aufs Haar mit derjenigen von Johannes Greysing sen., Vater des aufstrebenden Künstlers und Direktor der ehrwürdigen Kronstädter Allgemeinen Sparkassa überein: Ein »Sachs«, so viel war gewiß, malte höchstens in seiner Freizeit, die ihm ein ordentliches und einträgliches Berufsleben ließ.

Der Pfarrer klappte seine in Schweinsleder gebundene Bibel über dem in siebenbürgischen Farben gestickten Lesezeichen, das ihm Ida vor langer Zeit in der Schule angefertigt hatte, zusammen. Sein Blick fiel auf sein rubinrotes, mit silbernen Eichenblättern verziertes Studentenkäppi, das, inzwischen ziemlich ausgebleicht, schon immer auf seinem Schreibtisch lag. Dann seufzte Pfarrer Fabritius, richtete sich kerzengerade auf und stieg langsam die in der Mitte ausgetretene, frisch gescheuerte Holzterrasse hinunter.

»*Wo bleibt der Besuch...* wo bleibt denn der Besuch?« fragte er unwirsch in die Küche hinein. Er verfiel dabei in die Mundart seiner Heimat, die seine Vorfahren vor achthundert Jahren aus der Luxemburger Gegend mitgebracht hatten.

»*Hi wit schi kun ...* er wird schon noch kommen«, konterte seine Frau unbeeindruckt.

Die Pfarrerin war gerade damit beschäftigt, mit Kathi, der hübschen, schwarzgelockten Szeklerin, besonders sorgfältig das Essen herzurichten, und ließ sich nicht gern in die Töpfe schauen. Die Küche war ihr Reich. Besuchern wurde im Pfarrhaus

immer ordentlich aufgewartet, das war bekannt, aber in diesem Fall gab sich die Pfarrerin besondere Mühe. Die speckgefüllten Hendl waren soweit, daß sie, sobald der offizielle Teil des Besuches ausgestanden war, serviert werden konnten, Gemüse, Krebsuppe, im Hendlsaft gegarte Kartoffeln, Nockerl, Baumstriezel und Gebäck waren ebenfalls vorbereitet. Der Kokelthaler Weiße stand auf einem Silbertablett, der Flaschenöffner und die guten Kristallgläser griffbereit. Kathi hatte eine frische, weiße Bluse an, unter den roten, bauschigen Röcken lugten weiße, gestärkte Unterröcke hervor. Die Pfarrerin war zufrieden.

Die Pfarrerin streifte ihren Mann mit einem Blick. Sie wußte, daß er sich vor dem Tag fürchtete, an dem Ida das Haus verlassen würde. Ihr würde es genauso gehen. Doch sie hatte den Mann, den Ida vom ersten Augenblick an geliebt hatte, mit deren Augen zu sehen versucht. Sie würde den Schmerz des Vaters teilen, aber ebenso das Glück des Kindes.

Idas künftigen Mann mußte heute ordentlich aufgewartet werden.

»*Dat de mer en uch urentlich emfehst ...* daß du ihn mir auch ordentlich empfängst«, ermahnte sie ihren Mann. Sie sah den Mann, den ihr letztes noch zu Hause lebendes Kind liebte und heiraten würde, bereits mit den Augen der Tochter. Die Pfarrerin war zwar nie eine Schönheit gewesen, aber sie wußte, daß sie als Hausfrau, Pfarrerin und vierfache Mutter immer eine untadelige Figur abgegeben hatte und daß ihr Mann dies zu schätzen wußte. Er selbst war immer ein gutaussehender Mann gewesen, aber was bedeutete das im Grunde schon?

»Eine deutsche Pfarrfrau am äußersten Rand des christlichen Abendlandes hat nicht hübsch zu sein, sondern ihre Pflicht zu tun«, hatte Fabritius einmal gesagt. Mit den Jahren, das schien er schon bei der Hochzeit gewußt zu haben, hatte er ihr Äuße-

res immer weniger, ihre innere Schönheit jedoch immer klarer wahrgenommen. Leider war nur die Jüngste in ihrem Aussehen nach dem Vater geraten.

»*Wo stächt des Känd iverhíft ...* wo steckt das Kind überhaupt?« hörte sie ihren Mann sagen. Er klang gereizt, wie immer, wenn er nervös war. »Schließlich geht es ja heute um sie.«

»Hier ist sie«, erwiderte Ida und verschwand in der Küche.

In den meisten deutschen Häusern Siebenbürgens bildete die Küche den Mittelpunkt des Familienlebens. Hier wurde erzählt, geklatscht, gelacht und geweint. Hier wurden Entscheidungen gefällt oder auch zurückgenommen. Ein riesiger, holzgefeuerter Herd verbreitete Wärme, es roch nach Essen, nach Leben. In der Mitte des großen, anheimelnd dämmrigen Raums mit dem rauhen, gescheuerten Holzfußboden stand ein schwerer, roher Arbeitstisch aus Holz. Auf ihm wurde Fleisch geschnitten, Hähnchen gefüllt, Teig ausgerollt, waren früher Schularbeiten gemacht worden und hatten die Kinder nicht selten Kathi beim Essen Gesellschaft geleistet. Ida lächelte, als sie daran dachte, wie sie und auch ihre Geschwister viel lieber mit Kathi in der Küche gegessen hatten als mit den Eltern nebenan in dem vornehmen Speisezimmer.

Ida fing einen arglos bewundernden Blick Kathis auf. Ursprünglich war sie auf Wunsch ihrer Familie für ein Jahr ins Pfarrhaus gekommen, um dort Lebensart und vielleicht auch ein wenig Deutsch zu lernen. Jetzt war sie, Jahre später, immer noch da, half der Pfarrerin beim Kochen, wusch ab, putzte, besorgte den Pfarrgarten, fütterte die Hühner und sprach immer noch kein Deutsch. Alle fanden es einfacher, mit ihr Ungarisch, die offizielle Landessprache, zu sprechen.

Kathi hatte sich oft gewundert, daß das *kisaçzony*, das »Fräulein«, wie sie Ida nannte, nicht schon längst unter der Haube

war. An interessierten jungen Herren hatte es bei den Kränzchen im Pfarrhaus nie gefehlt. Dafür sorgten schon die zwei älteren Brüder des Fräuleins. Aber das Fräulein war für keinen zu erwärmen gewesen.

Daß bei solchen Anlässen mitunter der eine oder andere fesche Studiosus kurzfristig bei Kathi hängengeblieben war, darüber wurde in einem Pfarrhaus selbstverständlich hinweggesehen.

Ida Fabritius war zierlich, wirkte aber größer, als sie war, was vermutlich an ihrer mächtigen Stimme, aber ebenso an ihrer aparten, fremdländischen Schönheit lag. Alles an ihr war dunkel, die Stimme, das seidenzarte, hüftlange Haar und die übergroßen, aufmerksamen Augen. Ihr Gesicht war fast dreieckig, Kinn und Nase ausgeprägt, aber weich, die hohen Backenknochen gingen von zarthäutigen Schläfen in eine runde, hohe Stirn über. Das Mädchen unterstrich das Dunkle, Geheimnisvolle ihrer Erscheinung, indem sie mit Vorliebe dunkle Farben, vor allem Schwarz trug. Auch heute hatte sie ein schwarzes Kleid gewählt, mit hohem, eng am Hals anliegenden Kragen, einem weitgeschnittenen Oberteil mit runden, kleinen Silberknöpfen und passender, dünner Silberkette. Der Rock war schmal geschnitten und knöchellang. Unter dem Saum lugten schwarze lederne Knöpfungstiefelchen hervor. Sie trug ihr weiches, ebenholzfarbnes Haar in der Mitte gescheitelt, an den Seiten über den Ohren wellig gebauscht und an ihrem schönen, außergewöhnlich hohen Hinterkopf locker aufgesteckt. Sie bewegte sich mit einer auffallend gelassenen Anmut. Ihre Erscheinung sollte einen Stammtischbruder von Johannes Greysing aus dem Kronstädter Literatencafé später einmal zu der äußerst treffenden Bemerkung inspirieren: »Sie hat Augen wie rumänischer

Bernstein, tiefbraun, mit kleinen, goldenen Lichtern darin, und einen Gang wie ein junger Indianer.«

Der alte Pfarrer sah seine Tochter an und versuchte sich vorzustellen, wie es im Pfarrhaus ohne sie sein würde. Auf einmal erschien ihm dieser Maler noch unseriöser. »Ich möcht nur wissen, ob dieser Greysing überhaupt auf Dauer eine Familie wird ernähren können«, sagte er in einem Ton, den er mitunter auf der Kanzel anschlug. Sofort bereute er, diesen Satz nicht lediglich gedacht zu haben. Daß Töchter weggeheiratet wurden, war nun einmal der Lauf der Welt. Er gestand sich ein, daß es ihn weniger geschmerzt hatte, als Lilly, die ältere Tochter, ihren Gutsverwalter aus Deutschland nahm und das Haus verließ. Von den beiden Söhnen hatte er sich ohnehin schon viel früher gelöst. Ob alle Väter mehr an ihren Töchtern, besonders an der Jüngsten hingen?

Pfarrer Fabritius hörte durch seine Gedanken hindurch die Stimme seiner Frau. Wie gewöhnlich sprang sie, die Glucke, dem letzten ihrer Küken bei. Sie sagte irgend etwas wie »Aber Tata ...«, wobei sie die bei den Sachsen übliche rumänische Form von Papa benutzte, und dann das Übliche über die allseits angesehene Greysingsche Familie. Er hatte es schon hundertmal gehört.

Pferdegetrappel riß ihn aus seinen Gedanken. Es kam von der Straße her.

»Er kommt.«

Ida wurde blaß.

Kutschenräder drehten sich im Matsch. »Brrrrr«, beschwichtigte der Kutscher die Pferde. Dann fiel ein Wagenschlag zu.